

Das Leiden der Anderen:

Episodische Solidarität in der Weltgesellschaft

Von Boris Holzer

Zusammenfassung: Der vorliegende Beitrag geht davon aus, dass Kriterien für die „Sozialintegration“ der Weltgesellschaft weniger anspruchsvoll formuliert werden sollten, um der Besonderheit dieses Sozialsystems Rechnung zu tragen. Als Alternative zu einer im engeren Sinne normativen Integration, die auf geteilte Überzeugungen und entsprechende Institutionalisierungen vertrauen muss, soll die kommunikative Integration durch die Fokussierung massenmedialer Aufmerksamkeit in Betracht gezogen werden. Am Beispiel der Tsunami-Katastrophe im Indischen Ozean im Dezember 2004 zeigt der Aufsatz, wie ein solches Weltereignis zum Ausgangspunkt einer „episodischen“ transnationalen Solidarität werden konnte. Charakteristisch für diese Form von Solidarität ist eine anlassbezogene Aktivierung der universalistischen Hilfsprogramme internationaler humanitärer Organisationen, die ergänzt wird durch spontane und partikularistische Hilfe, die sich an vorhandenen sozialen Beziehungen orientiert.

Einleitung

Dass man sich auf die Hilfsbereitschaft der Menschen schon in überschaubaren Interaktionssituationen nicht immer verlassen kann, ist eine klassische These der Sozialpsychologie. Mit der Zahl der potentiellen Helfer sinkt die Wahrscheinlichkeit der Hilfe. Selbst dann, wenn andere ersichtlich in Not sind, sorgt der „Zuschauereffekt“ dafür, dass man sich auf die Hilfshandlungen Dritter verlässt, die vielleicht näher am Geschehen sind oder besser dafür gerüstet (Darley / Latané 1968). Noch weniger selbstverständlich ist es, dass fremdes Leid über größere Distanz hinweg Aufmerksamkeit oder gar Hilfsbereitschaft erregen sollte. Dementsprechend skeptisch lautet denn auch die Einschätzung von Jean-Jacques Rousseau zur Frage globaler Solidarität aus dem Jahr 1755: „Allem Anschein nach verdampft das Gefühl der Menschlichkeit und wird schwächer, indem es sich über die Erde ausdehnt, und es ist uns nicht gegeben, von den Unglücksfällen bei den Tataren oder in Japan ebenso berührt zu werden, wie von dem, was einem europäischen Volk zustößt“ (zitiert nach Ritter 2004: 44).

Im Folgenden soll dieser nüchternen, aber wohl realistischen Einschätzung globaler Solidarität nicht grundsätzlich widersprochen werden. Gleichwohl möchte ich anhand eines Beispiels plausibel machen, inwiefern die Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen zu spontanen, auf konkrete Ereignisse reagierenden Formen solidarischen Handelns führen kann, ohne dass damit Ansprüche an eine ethisch anspruchsvolle, widerspruchsfreie und vor allem dauerhafte Solidarität verbunden sein müssten. Um dieses bescheidenere Modell „episodischer“ Solidarität zu erläutern und seine Bedingungen zu beleuchten, diskutiere ich das Beispiel der Tsunami-Katastrophe im Indischen Ozean im Jahr 2004. Anhand dieses Ereignisses lassen sich einige soziale Mechanismen aufzeigen, die zur nachträglichen Konstruktion und Inszenierung einer transnationalen Schicksalsgemeinschaft beigetragen haben. Der Zusammenhang zwischen Extremsituationen und grenzüberschreitenden Schicksalsgemeinschaften wird oft betont (vgl. Baehr 2005). Er ist ein wichtiges Element der Theorie der Weltrisikogesellschaft, welche vor allem die *potentielle* Betroffenheit aller und die daraus folgende *Antizipation* einer „Schicksalsgemeinschaft“ herausstellt (vgl. zuletzt Beck 2007). Die Relevanz globaler Risiken soll nicht bestritten werden; sie soll hier vielmehr ergänzt werden durch die Analyse eines Beispiels tatsächlicher, aber *selektiver* Betroffenheit durch eine lokal begrenzte Naturkatastrophe.

Daraus ergibt sich als Leitfrage für diese Untersuchung, wie ein räumlich begrenztes Ereignis überhaupt „globale“ Betroffenheit durch entferntes Leiden herstellen kann und welche Faktoren eine zu Solidarität führende Anteilnahme begünstigen. Mit der Antwort auf diese Frage soll zugleich die These plausibel gemacht werden, dass episodische Solidarität als ein der Weltgesellschaft angemessener Modus der Sozialintegration begriffen werden kann. Das zugrunde liegende Verständnis von Integration erläutere ich im folgenden Abschnitt, bevor ich die Tsunami-Katastrophe als ein globales Medienereignis rekonstruiere. Die darauf folgenden Abschnitte diskutieren, wie episodische Solidarität im Fall dieser Naturkatastrophe als Effekt organisierter Hilfe und der massenmedialen Realisierung einer „Schicksalsgemeinschaft“ rekonstruiert werden kann.

1. Weltgesellschaft und Sozialintegration: wie oder wann?

Ein soziologischer Begriff von Gesellschaft muss keine allzu hohen Ansprüche an die Integration der damit bezeichneten sozialen Einheit stellen. Das gilt selbst dann, wenn man sich nicht mit einer über Handlungsketten oder Kommunikationsmedien vermittelten „Systemintegration“ bescheiden möchte und ein gewisses Maß an normativ verankerter „Sozialintegration“ als notwendig erachtet.¹ Keineswegs ist soziale Integration an vollständige Wertharmonie, umfassende Verständigungsbereitschaft oder gar das Fehlen von Konflikten geknüpft (Dubiel 1999). Dennoch konvergieren in der Frage der Sozialintegration zahlreiche Einwände gegen den Begriff der Weltgesellschaft. Nach Meinung vieler Beobachter klafft dort, wo der klassische Gesellschaftsbegriff die „vorgestellte Gemeinschaft“ (Anderson 1983) des Nationalstaats platziert, auf der globalen Ebene eine Lücke. Diese, so scheint es, hängt zum einen eng zusammen mit der größeren Vielfalt und Widersprüchlichkeit – und damit geringeren Verlässlichkeit – von sozialen Normen. In Ermangelung eines Weltstaats kann man allenfalls darauf setzen, dass die Ansätze einer *global governance* das Fehlen eines einheitlichen politisch-rechtlichen Rahmens kompensieren (Archer 2007). Zum anderen aber mag auch diese Aussicht noch in der Hinsicht defizitär erscheinen, dass sie eine „kollektive Identität“, ein der Nation entsprechendes „Wir-Gefühl“ kaum wird hervorbringen können. Derartige Einwände legen es nahe, von der Welt-„Gesellschaft“ nur in Anführungszeichen zu sprechen. Ist die Weltgesellschaft, um es paradox zu formulieren, gar keine „richtige“ Gesellschaft (vgl. z.B. Altvater / Mahnkopf 1999)?

Man kann dem widersprechen, indem man das hier offensichtlich sehr anspruchsvoll angesetzte Niveau sozialer Integration realistischer justiert. Dafür reicht bereits der Hinweis, dass die Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft es durchaus erlaubt, mit verschiedenen Formen und Intensitätsstufen der Integration umzugehen. Zu entscheiden ist dann, ob man einen gewissen Grad an Vergemeinschaftung als unerlässlich ansieht, um ein Sozialsystem als „Gesellschaft“ zu bezeichnen. Parsons wählte bekanntlich diese Option, und viele Theoretiker folgen ihm darin noch heute.² Andererseits ist es möglich, den Gesellschaftsbegriff von der Frage der Sozialintegration zu emanzipieren. Diese Lösung versuchte insbesondere Luhmann (1992; 1997) stark zu machen. Doch die Strategie, analytisch allein auf den „nicht-normativen Zusammenhalt der Weltgesellschaft“ abzustellen, neigt dazu, die *faktische* Bedeutung normativer Strukturen auch und gerade in der Weltgesellschaft zu gering zu veranschlagen (Stichweh 2004). Unterhalb des Niveaus einer kollektiv handlungsfähigen

1) Zur Unterscheidung zwischen Sozial- und Systemintegration siehe Lockwood (1964) sowie, daran anknüpfend, Münch (1995) und Peters (1993).

2) Am deutlichsten gilt dies vielleicht für Münch (2001), aber auch für Habermas (1998) – auch wenn beide insofern differenzierter argumentieren, als sie die Sozialintegration der Weltgesellschaft als „defizitär“ beurteilen, aber keineswegs völlig ausschließen. Zum Unterschied zwischen Parsons und Luhmann in dieser Frage siehe auch Stichweh (2005).

higen Weltgemeinschaft gibt es verschiedenste soziale Bindungen und normative Strukturen, die nicht an den Grenzen einzelner Nationalstaaten Halt machen. Deutlich wird dies beispielsweise in der Frage der Menschenrechte, die oft als Kern einer „weltbürgerlichen“ Solidarität gesehen werden (Beck 2004; Habermas 1998: 163ff). Allerdings handelt es sich um eine (noch) „schwache Integration der Weltbürgerschaft über negative Gefühlsreaktionen“ (Habermas 2004: 231).

Bei aller Skepsis gegenüber der in solchen Diagnosen noch durchscheinenden, klassischen Vorstellung einer sozial integrierten Gesellschaft hat auch Luhmann mit der Idee einer Integration der Weltgesellschaft experimentiert. Im Zusammenhang mit der Behandlung moderner Kommunikationstechnologien spekuliert er etwa, die Weltgesellschaft finde den zu ihr passenden Modus der Integration nicht in einem Wertkonsens, sondern in der Herstellung von Gleichzeitigkeit durch die Massenmedien. Das spontane und synchrone Miterleben entfernter Ereignisse schaffe die Grundlage für eine „Sofort-Integration“ der Weltgesellschaft (Luhmann 1981: 318). Den Ausgangspunkt einer kommunikativen Integration verortet er in der „Herstellung einer gemeinsamen Aktualität“ und in einem daraus abgeleiteten „Gefühl des Dabeiseins“. Natürlich gilt dies nicht zu jedem Zeitpunkt und für jedes Thema. Diese Idee muss daher in der Richtung weiterentwickelt werden, dass es eine *spezielle* Gattung von Ereignissen gibt, die für ein globales Publikum relevant sind (oder relevant gemacht werden). Erst solche „Weltereignisse“ sind geeignet, zu Vehikeln einer „Sofort-Integration“ zu werden. Dieses zunächst am Vorbild von Weltmeisterschaften und anderen Veranstaltungen geschulte Modell lässt sich erweitern um Ereignisse, die globale Relevanz nicht durch den *geplanten* Einbezug eines großen Teilnehmerkreises gewinnen, sondern dadurch, dass sie ein Publikum *plötzlich und spontan* konstituieren.

Als „Weltereignisse“ bzw. *world events* firmieren in der Alltagssprache Veranstaltungen, die auf ein weltweites Publikum abzielen, wie zum Beispiel Fußball-Weltmeisterschaften und Olympische Spiele, Weltausstellungen oder auch UN-Vollversammlungen.³ Ihnen ist gemeinsam, dass sie ihre globale Relevanz entweder aus einem repräsentativen, internationalen Teilnehmerkreis ableiten oder aber aus dem Anspruch, besondere Höchstleistungsniveaus eines bestimmten Sachbereichs zu definieren. Man kann derartige Veranstaltungen charakterisieren als „Inszenierungen von Welt in einem räumlich und temporal begrenzten Ereignis, das aber wiederholbar und vielleicht auch örtlich verschiebbar ist“ (Stichweh 2001: 5); in ihnen vollzieht sich ein „Erleben von Welt durch transnationale Teilnehmer und schließlich auch Zuschauerkonfigurationen“ (ebd.). Die meisten dieser Ereignisse haben einen engen Bezug zu einem bestimmten gesellschaftlichen Teilsystem, zum Beispiel zum Sport oder zur Politik. Jene Weltereignisse, die sich nicht unmittelbar am Schema funktionaler Differenzierung orientieren, wie zum Beispiel die Weltausstellungen, scheinen demgegenüber immer mehr Schwierigkeiten zu haben, ihren Stellenwert zu behaupten (vgl. Wegener 2008).

Diesem aktuellen Verständnis von Weltereignissen, das sich stark von den Gesichtspunkten der massenmedialen Aufmerksamkeit und der funktionsspezifischen Bewertungskriterien leiten lässt, steht eine Tradition gegenüber, die den Begriff etwas weiter fasst. Seit dem 18. Jahrhundert ist im deutschsprachigen Raum die Rede von Weltereignissen bzw. „Weltbegebenheiten“, doch waren damit vor allem natürliche Ereignisse wie Überschwemmungen, Erdbeben und Vulkanausbrüche und „historisch-politisch-moralische Ereigniszusammenhänge“ wie die französische Revolution gemeint (Stichweh 2008). Offensichtlich handelt es sich hier um Vorgänge, die nicht im Hinblick auf globale Bedeutsamkeit geplant und entworfen worden waren, sondern vielmehr nachträglich so interpretiert wurden. Demgegen-

3) Siehe zu einigen dieser Beispiele die Beiträge in Nacke et al. (2008).

über zeichnet die späteren, heute meist im Fokus stehenden Weltereignisse ihre „reflexive Identifikation“ aus (ebd.): Sie schreiben sich Weltbedeutsamkeit selbst zu, indem sie entsprechend geplant werden. Dies beruht auf zwei komplementären Teilnahme- bzw. Inklusionsprofilen: Zum einen wird ein ausgewählter oder repräsentativer Kreis von *Leistungsträgern* herangezogen (beispielsweise Regierungschefs, Hochleistungssportler oder herausragende Wissenschaftler); zum anderen wird neben einem nicht immer vorhandenen lokalen Interaktionspublikum ein globales *Massenmedienpublikum* vorausgesetzt, das sich prinzipiell und mehr oder weniger in Echtzeit über das Ereignis informieren kann.

Verschiedene Gründe kommen dafür in Frage, dass ein Ereignis die Aufmerksamkeit eines größeren oder sogar globalen Publikums auf sich ziehen kann. Zum einen mag das Ereignis eine deutliche Diskontinuität, einen Umbruch markieren. Dies dürfte sowohl für große Naturkatastrophen als auch für politisch-historische Einschnitte gelten, wobei letztere mitunter erst mit einiger Verspätung als Weltereignisse registriert werden. Derartige Umbrüche, ob natürlichen oder sozialen Ursprungs, sind jedoch ungeplant. Davon zu unterscheiden sind die zuvor genannten geplanten Weltereignisse sowie solche, die durch massenmediale Inszenierung entstehen. Stichweh (2008) argumentiert, dass sich unter der Regie der modernen Verbreitungsmedien der Schwerpunkt auf diese von der Gesellschaft „selbsterzeugten“ Weltereignisse verschoben hat. Das ist insofern sicherlich richtig, als auch Naturkatastrophen, wie wir am Beispiel der Tsunami-Katastrophe noch sehen werden, nicht mehr ohne Mithilfe der Massenmedien als „Weltereignisse“ vorstellbar sind.

Die Massenmedien tragen insbesondere dazu bei, dass so etwas wie soziale *Inklusivität* auch über größere Distanzen überhaupt möglich ist. Denn die *Relevanz* eines Ereignisses allein kann nicht sicherstellen, dass eine größere Zahl an Personen (und sei es nur als Beobachter) auch an ihm teilnehmen kann. Um sich als Thema der Massenmedien gegenüber konkurrierenden Themen behaupten zu können, muss ein Weltereignis darüber hinaus Alleinstellungsmerkmale und vor allem eine gewisse Neuheit besitzen. Es handelt sich aber nicht einfach um erfolgreiche Themen der Massenmedien. Weltereignisse zeichnen sich vielmehr dadurch aus, dass sie Weltgesellschaft auf eine bestimmte Weise „erfahrbar“ machen, indem sie auf Symbolisierungen der Weltgesellschaft zurückgreifen oder neue entwickeln: Die Olympischen Spiele oder Fußballweltmeisterschaften zum Beispiel versuchen, Weltgesellschaft durch die Teilnahme aller oder möglichst vieler Nationen an einem Wettkampf zu *repräsentieren*, was dann in Formeln wie der „Jugend der Welt“ seinen Niederschlag findet. Für eine begrenzte Zeit wird die Weltgesellschaft – oder ein „sportlicher“ Ausschnitt davon – interaktiv realisiert, indem spezifisch kosmopolitische Situationen geschaffen werden. Oft ist hier weniger die *Einheit* des Gesellschaftssystems als vielmehr die demonstrative Versammlung von *Vielfalt* das Kriterium einer gelungenen Symbolisierung. Es ist jedoch häufig ein funktionsspezifischer Ausschnitt, der diese Vorstellung trägt: Sportler, Politiker oder Wissenschaftler aus allen Teilen der Welt kommen ja gerade unter den Vorzeichen eines bestimmten Handlungsprogramms zusammen, das zum Beispiel die Kür der „Besten“ oder „Mächtigsten“ erlaubt.

Dies gilt nicht für den Fall der Naturkatastrophe. In der Konfrontation mit der Naturgewalt liegt es nahe, dass nicht lediglich die Systemreferenzen einzelner *Teilsysteme*, sondern die Systemreferenz *Gesellschaft* zur Debatte steht. Ein Weltereignis dieser Art könnte deshalb für die Suche nach Integrationseffekten fruchtbarer sein, da das „Gefühl des Dabeiseins“ nicht von vornherein bereichsspezifisch und damit selektiv ist. Sofern ein solches Ereignis kommunikative Integration erzeugt, ist diese in dem bereits erwähnten Sinne „schwach“, dass sie reaktiv ist. Doch sie hat die Chance, die Gesellschaft als solche zu betreffen, da sie nicht auf ein bereits unter Funktionsgesichtspunkten fokussiertes Publikum beschränkt ist. Diese These soll im Folgenden anhand eines jüngeren, global rezipierten Naturereignisses – der Tsunami-Katastrophe im Jahr 2004 – geprüft werden.

2. Die Tsunami-Katastrophe als ein globales Medienereignis

Das Seebeben, das am 26. Dezember 2004 den Indischen Ozean erschütterte, entwickelte sich in kürzester Zeit zu einem Medienthema, das weit über die betroffene Region hinaus und über mehrere Wochen hinweg mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurde.⁴ Bereits das Ausmaß der Katastrophe machte eine regionale Eingrenzung schwierig: Das Epizentrum lag vor der Nordwestküste Sumatras und verursachte durch seine Flutwellen verheerende Schäden in den südostasiatischen Küstenregionen am Golf von Bengal und an der Andamanensee. Doch auch an der Küste Ostafrikas kamen Menschen ums Leben. Insgesamt starben nach einer jüngeren Zählung 297.248 Menschen – mehr als jemals zuvor bei einem Tsunami. Hunderttausende wurden verletzt, 50.000 Personen bleiben vermisst, und mehr als 1 Million wurden obdachlos (NGDC 2008). Unter den Betroffenen befanden sich zahlreiche Einheimische, aber auch viele Reisende, die sich über die Weihnachtstage in der Region aufgehalten hatten. Die Massenmedien weltweit berichteten über mehrere Wochen hinweg intensiv über die Flutwelle, ihre Folgen und die sich anschließenden Rettungs- und Hilfsaktionen.

Die sozialen Erschütterungswellen des Seebebens reichten weit. Das erklärt sich zunächst aus der grenzüberschreitenden Betroffenheit. Sie erstreckte sich auf Bewohner der Küstenabschnitte in den Anrainerstaaten des Indischen Ozeans, aber auch auf zahlreiche Touristen und deren Herkunftslander. Anhand ihrer Schicksale und der internationalen Hilfsaktionen berichteten die Massenmedien so intensiv, dass die Katastrophe zu einem global diskutierten und kenntnispflichtigen Thema wurde. Für einige Tage faszinierte sie eine thematisch fokussierte Weltöffentlichkeit (Beck / Sznajder 2006: 11). Freilich überstieg die Zahl der Zuschauer die nicht geringe Zahl direkt Betroffener erheblich – Zuschauer, die weder selbst betroffen waren noch durch räumliche Nähe zu den Betroffenen zur Beobachtung der Ereignisse besonders motiviert waren.

Von der Tsunami-Katastrophe waren die meisten Zuschauer trotz der enorm hohen Zahl der Toten, Verletzten und Vermissten *nicht* betroffen. Aber gleichzeitig befanden sich Touristen aus vielen Ländern unter den Opfern. Viele potentielle Zuschauer waren deshalb *vermittelt* über persönliche Beziehungen und die eigene Staatsangehörigkeit „*betroffen*“. Oder sie konnten sich zumindest vorstellen, selbst zu den Betroffenen zu gehören. Die große Resonanz auf das Seebeben, die sich von jener auf vergleichbare Ereignisse wie das Erdbeben im iranischen Bam (2003) abhebt, wird nur vor dem Hintergrund dieser, durch die intensive Einbindung der Region in den globalen Tourismus hergestellten Verbindungen verständlich. Erst dadurch wurde es möglich, der Katastrophe das für die massenmediale Aufbereitung des Themas unerlässliche „persönliche Gesicht“ zu geben. Nachrichtenwerte wie Aktualität, Außерalltäglichkeit, markante Diskontinuität, große und sich ständig verändernde Zahlen (von Toten und Verwundeten) bot das Ereignis ohnehin, doch Touristen und ihre Erfahrungsberichte sorgten darüber hinaus für die Verknüpfung mit handelnden Personen und einen zumindest indirekten lokalen Bezug. Dieser wurde erleichtert durch die Tatsache, dass Augenzeugenberichte und Amateurvideos sehr schnell im Internet verfügbar gemacht wurden, so dass die Massenmedien und Einzelpersonen darauf zugreifen konnten⁵.

Die Globalität der Publikumsreaktion wird deutlicher, wenn man sie mit einer Katastrophe vergleicht, die sich ziemlich genau 250 Jahre vorher im Westen Europas ereignet hatte: dem Erdbeben von Lissabon. Dieses „Weltereignis“ (Weinrich 1986) war freilich eine primär *euro-asiatische* Angelegenheit. Nur dort konnte das Ereignis genug Wirkung entfalten, um der zu

4) Die folgenden beiden Abschnitte greifen zurück auf eine frühere Interpretation der Tsunami-Katastrophe als „Weltereignis“ (Holzer 2008).

5) Zu diesen und einigen weiteren häufig diskutierten Selektionskriterien der Massenmedien siehe Wilke (1984: Kap. 4) und Luhmann (1996: Kap. 5).

dieser Zeit eher schwach entwickelten europäischen Öffentlichkeit zu einer kurzzeitigen Blüte zu verhelfen (Araujo 2006).⁶ Gleichwohl blieb „Europas Schrecken“ (Löffler 1999) wohl auf spezifische Personengruppen beschränkt. Die Nachricht vom Erdbeben in Lissabon wurde in den über Handelsbeziehungen verbundenen europäischen Städten mit besonderer Besorgnis aufgenommen, weil dort die Familien und Freunde von Kaufleuten um deren Wohlergehen fürchteten (Günther 1994: 13f; Eifert 2002: 649ff). Doch auch diese mussten zum Teil lange warten, ehe sie über das Ausmaß der Katastrophe und das Schicksal der Betroffenen informiert wurden. Es dauerte acht bis zehn Tage, bis die Zerstörung Lissabons im Mittelmeerraum bekannt wurde, und zwei Wochen bis einen Monat, bis die Nachricht auch London, Paris und Hamburg erreichte (Eifert 2002: 649).

Im Vergleich zum Erdbeben von Lissabon traf die Tsunami-Katastrophe auf ein geographisch weiter *verstreutes* Publikum, das über die Reiserouten des globalen Tourismus jedoch stark mit der Region *verbunden* war und die Ereignisse in den Massenmedien und im Internet *zeitgleich* verfolgen konnte. Bereits wenige Minuten nach dem Tsunami konnte man beispielsweise auf der Website des *U.S. Geological Survey Earthquake Hazards Program* diese und alle anderen weltweiten seismischen Aktivitäten nachvollziehen.⁷ Und innerhalb weniger Stunden waren die ersten Videofilme von Augenzeugen im Internet und im Fernsehen zu besichtigen.

Die kommunikativen Folgen dieses Ereignisses fielen demgemäß, anders als im Jahr 1755, eher im Bereich des Populären als in Form von Neujustierungen theologischer oder wissenschaftlicher Argumente an. Das Erdbeben von Lissabon gilt nach wie vor als eine Zäsur der europäischen Geistesgeschichte (Breidert 1994; Günther 2005). Selbstverständlich inspirierte auch die Tsunami-Katastrophe religiöse Deutungen und die Weiterentwicklung wissenschaftlicher Theorien. Doch es gab keinen Anlass zu einer grundlegenden Revision – weder aus christlicher Sicht (Pell 2005) noch aus islamischer (Kraus 2006). Und schon gar nicht wurden die Geologie, Seismologie und andere Wissenschaften wesentlich irritiert; sie fanden eher eine günstige Gelegenheit vor, Daten für die Prüfung und Verfeinerung ihrer Modelle zu sammeln. Die komplexeren, von einzelnen Umweltereignissen unabhängigeren Programme ausdifferenzierter Funktionssysteme machten es einerseits unwahrscheinlich, dass das Seebesen im Jahr 2004 ähnliche semantische Erschütterungen auslösen würde wie jenes von 1755; andererseits markierten sie Ansatzpunkte für eine sehr vielfältige, aber eben auch stark differenzierte Auseinandersetzung mit dem Ereignis.

Anders war es um die Anschlussmöglichkeiten des Publikums bestellt: Für die Konsumenten massenmedial verbreiteter Katastrophen klaffen die Anlässe, fremdes Leiden aus der Distanz zu *erleben*, und die Möglichkeiten, darauf *handelnd* zu reagieren, auseinander. Es besteht praktisch keine Gelegenheit, die vom Schicksal Gebeutelten nicht nur zu bemitleiden, sondern ihnen auch zu helfen. In einer Analyse der Anteilnahme an fremdem Leiden vermutet Boltanski (1999) daher, Mitleid auf Distanz resultiere häufiger im wortreichen Beklagen der Missstände (*pity*) als in tätigem Erbarmen (*compassion*), das die Möglichkeit direkter Interaktion zwischen Opfer und Helfer voraussetzen würde. Selbst wenn sich, wie im Fall der Tsunami-Katastrophe, soziale Verbindungen zwischen Opfern und Zuschauern konstruieren lassen, ergibt dies noch keine solide Grundlage für eine Solidaritätsgemeinschaft. Die Konstellation des distanzierten Erlebens des Leidens Anderer ist insofern problematisch, als das „Spektakel des Unglücks“ keine Reziprozität herstellt: Die Mittel, mit denen fremdes Leid in weit entfernte Wohnzimmer übertragen wird, sind nicht dieselben, mit denen ihm ab-

6) Zur Rezeption des Erdbebens von 1755 in einzelnen europäischen Ländern siehe neben Löffler (1999) auch Adamo (2006) und D'Haen (2006) sowie die Beiträge in Braun / Radner (2005).

7) Siehe <http://earthquake.usgs.gov/>.

geholfen werden könnte (ebd.: 17). Auf das Leiden, das anhand einzelner Opfergeschichten oder aggregierter Opferzahlen repräsentiert wird, kann nicht direkt reagiert werden – zumindest nicht über dieselben Mitteilungskanäle.

Anstelle von materieller persönlicher Hilfeleistung kommen daher nur vermittelte Formen des Helfens in Frage: die reine *Mitteilung* des Mitleids oder die *Zahlung*, die es Intermediären ermöglicht, Hilfe zu leisten (ebd.: 17ff). Die zweite Form scheint einem modernen Modus der Solidarität zu entsprechen, der nicht mehr auf Reziprozität gegründet ist. Doch Boltanski argumentiert, dass das „Nur-Darüber-Sprechen“ nicht unterschätzt werden sollte. Es kann aufgefasst werden als Performanz eines Engagements, das in tätiger Hilfe sich nicht mehr äußern kann – oder dies vielleicht auch gar nicht mehr zu tun braucht. Denn diese Leistung von Solidarität wird im großen Maßstab und erst recht über große Distanzen hinweg von *Organisationen* erbracht. Was dies im konkreten Fall hieß, möchte ich kurz erläutern, bevor ich auf die Rolle *kommunizierten* Mitleids eingehen werde.

3. Organisierte Hilfe: die Solidarität der Zahlen

Es gehört zu den Konstanten der Gesellschaftsgeschichte, dass die Bewältigung von Naturkatastrophen als Gelegenheit zu „solidarischem“ Handeln begriffen wird. In archaischen Gesellschaften nimmt dies die Form spezifischer Normen an, die beispielsweise zur nachbarschaftlichen Hilfe innerhalb einer Dorfgemeinschaft verpflichten (vgl. Schmitz 2004; Scott 1976). In rangmäßig differenzierten Gesellschaften variieren die Erwartungen, wer wem zu helfen hat, nach Maßgabe der gesellschaftlichen Stellung; Solidarpflichten bleiben insofern zentral, als sie – zum Beispiel in Form von Patron-Klienten-Beziehungen – die ungleiche Verteilung von Einfluss und Gütern balancieren. Die moderne Gesellschaft dagegen verlässt sich weitgehend auf wohlfahrtsstaatliche Organisationen, die über Steuern, Versicherungsprämie oder Spenden finanziert werden, anstatt Solidarerwartungen an konkrete Personen zu richten.

So auch im Fall des Seebebens von 2004: Internationale humanitäre Organisationen sorgten dafür, dass die Katastrophe nicht nur zur neugierigen Betrachtung animierte und erlebend konsumiert wurde, sondern auch „solidarisches“ Handeln veranlasste. Auf den ersten Blick folgten die internationalen Hilfsaktionen nach dem Seeben dem modernen Muster des „Helfens“, das auf organisierte statt auf persönliche Solidarität setzt (vgl. zum Folgenden Luhmann 1975): Auf die Motivationskraft unmittelbarer Reziprozität ist in der modernen Gesellschaft kein Verlass mehr, da sich die Lebens- und damit auch die Notlagen zu sehr diversifiziert haben. Es ist daher nicht damit zu rechnen, dass jemand schon allein deshalb hilft, weil er selbst einmal in die gleiche Lage geraten könnte. Durch *Organisation* werden jedoch sowohl die routinemäßige Sozial- und Entwicklungshilfe als auch die außeralltägliche Katastrophenhilfe unabhängig von individuellen Entscheidungen. Die Frage, ob man Hilfe erhält, hängt dann ab von entsprechenden Hilfsprogrammen. Das gilt innerhalb nationalstaatlicher Grenzen ebenso wie über sie hinweg. Im ersten Fall stehen Sozialhilfe und Katastrophenschutz zur Verfügung, im letzteren die Entwicklungszusammenarbeit (die früher einmal „Entwicklungshilfe“ hieß) sowie die vom Internationalen Roten Kreuz und anderen internationalen Organisationen koordinierten humanitären Hilfsaktionen.

Organisierte Hilfe zeichnet sich dadurch aus, dass sie den Bedarfsfall in Form entsprechender Programme antizipiert. Deren offizieller „Zweck“ ist es natürlich, Unterstützung und Linderung in Notlagen bereitzustellen. Dies darf allerdings nicht so verstanden werden, als könnten Organisationen mithilfe eines Zweckprogramms „Hilfe“ ihre Arbeit strukturieren.⁸ Dazu gibt es meist zu viele, manchmal aber auch zu wenige Anlässe zu helfen. Bestün-

8) Zur Unterscheidung zwischen Zweck- und Konditionalprogrammen in formalen Organisationen siehe Luhmann (1964; 1968).

de die einzige Festlegung darin, möglichst umfassende „Hilfe“ zu leisten, wären Hilfsorganisationen mal mit der Selektion, mal mit der Suche nach entsprechenden Anlässen beschäftigt, weniger aber mit der Bereitstellung von Hilfeleistungen. Tatsächlich orientieren sich Hilfsorganisationen denn auch weniger an dem wenig informativen Zweckprogramm, Not generell zu lindern, als an *Konditionalprogrammen*, welche die Auslösebedingungen für helfendes Handeln festlegen. Die Hilfsarbeit wird technisiert, die Entscheidung über Hilfsaktionen zentralisierbar und somit die Kontrolle über die Handlungsmöglichkeiten der Organisationen deutlich gesteigert. Allerdings treten zugleich die Perspektiven der Organisation und ihrer gesellschaftlichen Umwelt auseinander: Das Zweckdenken bestimmt die Ansprüche an die Hilfsorganisation und oft auch das Selbstverständnis der Mitglieder, während die faktischen Entscheidungen sich an den Konditionalprogrammen orientieren.

Im Zuge der Tsunami-Hilfe trat das Missverhältnis zwischen einer zweckorientierten Außenwahrnehmung und einer bedingungsgesteuerten Organisationswirklichkeit ungewöhnlich offen zutage. Die zahlreichen Medienberichte führten zu einer enormen Menge an Spendengeldern. Doch einige Hilfsorganisationen sahen sich außerstande, die gespendeten Beträge auszugeben, weil viele Mittel spezifisch für die Flutkatastrophe gespendet und somit nur in einem engen Rahmen einsetzbar waren. Hilfsorganisationen wie *Médecins Sans Frontières* (MSF) hatten aber Schwierigkeiten, entsprechende Anlässe für konkrete Hilfsprojekte zu identifizieren – und rieten schließlich, auf weitere Spenden für die Krisenregion ganz zu verzichten. Insgesamt hatten MSF beispielsweise bis zur Mitte des Jahres 2005 nur 6,88 Prozent ihres Tsunami-Budgets verbraucht. Das hatte, auch wenn viele Beobachter dies aufgrund des gerade erst begonnenen Aufbaus in den betroffenen Gebieten nicht recht verstanden, gute Gründe: So konnten MSF von einer Spende der Popgruppe *Die Toten Hosen* über mehr als 100.000 Euro nur einen Bruchteil – nämlich 7.000 Euro – in Projekte umsetzen. Schon dieser Betrag reicht allerdings aus, um einer Krankenschwester in Banda Aceh vier Jahre lang ihren Lohn zu bezahlen (Luyken 2005).

Da allein in Deutschland etwa eine Milliarde Euro aus staatlichen und privaten Quellen zusammenkamen und weltweit sogar über zehn Milliarden Euro teilweise ausbezahlt, teilweise in Aussicht gestellt wurden (Telford / Cosgrave 2007), waren die Schwierigkeiten, diese Mittel in Hilfsprojekte umzusetzen, nicht überraschend. Das große Spendenaufkommen nach der Tsunami-Katastrophe trug Züge eines „kompetitiven Humanitarismus“ (Stirrat 2006). In einer Art „Olympiade der Barmherzigkeit“ wurden sowohl die erreichten Spendenniveaus der verschiedenen Kampagnen als auch die Beiträge einzelner Länder immer wieder miteinander verglichen (Eberwein 2005). Im Interpretationsrahmen der Massenmedien konnte dies zunächst als Beleg für die große Anteilnahme gewertet werden; für die beteiligten Hilfsorganisationen bedeutete es aber eine Irritation ihres ansonsten anlassbezogenen Vorgehens. Die Hilfsorganisationen sind angesichts eines solchen Mittelzuflusses schlicht überfordert. Ihr Problem besteht darin, ausreichend Probleme zu finden, auf die ihre Lösungen – technische und finanzielle Unterstützung – überhaupt passen (Ferguson 1990: 70; vgl. auch Hanke 1996). Mittel- und langfristig ist dies in aller Regel möglich, doch nicht innerhalb des recht kurzen Zeithorizonts humanitärer Hilfe. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Spendenaufrufe und -entscheidungen nicht auf einer genauen Analyse des Bedarfs vor Ort beruhen (vgl. Telford / Cosgrave 2007: 4f).

Vor diesem Hintergrund ist es interessant, dass die Tsunami-Katastrophe auch eine Vielzahl unabhängiger Hilfsprojekte auf den Plan rief. Neben einschlägigen Erfahrungen mit der Schwerfälligkeit und Gesichtslosigkeit großer Hilfsprojekte trug die vermittelte Betroffenheit einer großen Anzahl von Personen dazu bei, dass spontane und teilweise sehr spezifische Hilfsprojekte einen Boom erlebten. Unterstützt durch die Fernsehauftritte von Prominenten, die teilweise selbst in der Region im Weihnachtsurlaub gewesen waren, und durch die Informationsdiffusion über das Internet – insbesondere in Diskussionsforen und Weblogs

– konnten auch kleinere Projekte effizient Spendengelder sammeln und diese relativ schnell in den Wiederaufbau oder in die finanzielle Unterstützung der lokalen Bevölkerung investieren.⁹ Auch wenn der Großteil der Katastrophen- und Aufbauhilfe in den Händen von Organisationen lag, kann man an derartigen Projekten ablesen, dass die durch Reziprozität oder gesellschaftlichen Status motivierte Hilfe immer noch Anziehungskraft besitzt – und sei es nur als Korrektiv der Selbstüberlastung der organisierten Hilfe durch ihren eigenen (Spenden-) Erfolg.

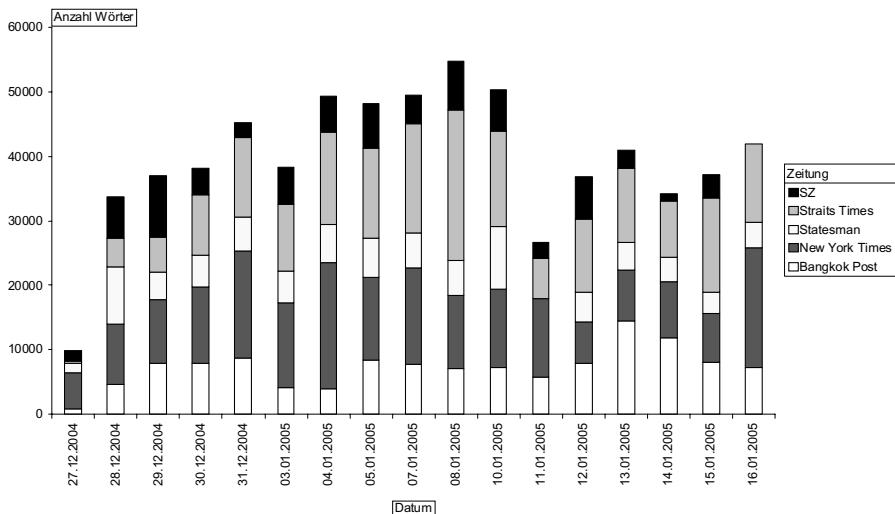
4. Die massenmediale und interaktive Realisierung einer Schicksalsgemeinschaft

Die Spenden- und Hilfsbereitschaft im Anschluss an die Tsunami-Katastrophe zeigt das besondere Spannungsfeld, in dem sich die Aufmerksamkeit für das Leiden der Anderen entfaltete: die universalistisch ausgelegten, aber routinierten Hilfsprogramme formaler Organisationen auf der einen Seite und die eher partikularistischen, spontan auf die Situation reagierenden „Parallelaktionen“ von Einzelpersonen auf der anderen. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Phänomenen wird deutlicher, wenn wir die Art und Weise, wie über Fragen von Hilfe und Solidarität *kommuniziert* wurde, in den Blick nehmen. Dazu möchte ich im Folgenden anhand ausgewählter Gesichtspunkte auf verschiedene Foren der Kommunikation über die Folgen des Seebabens eingehen: die journalistische Berichterstattung und die Verbreitung von Nachrichten und Augenzeugenberichten über das Internet.

Anhand der Berichterstattung in Tageszeitungen lässt sich gut nachvollziehen, wie sich die Weltöffentlichkeit für einen begrenzten Zeitraum dem Thema zuwandte. Dazu wurden Berichte über die Katastrophe und ihre Folgen in vier Tageszeitungen aus Asien, Europa und Nordamerika herangezogen: *Süddeutsche Zeitung*, *New York Times*, *Bangkok Post* (Thailand), *Straits Times* (Singapur) und *The Statesman* (Indien). Wie Abbildung 1 anhand der kumulierten Länge der Berichte pro Tag zeigt, wurde die Katastrophe innerhalb weniger Tage zu einem prominenten Thema. Der überregionale Höhepunkt der Aufmerksamkeit in den vier Zeitungen wurde am 8. Januar 2005 erreicht, aber trotz einiger Schwankungen blieb das Ereignis durchgängig bis zum 16. Januar in der Berichterstattung präsent.

9) Ein Beispiel für ein solches Hilfsprojekt ist die unter anderem von der Schauspielerin Natalie Wörner initiierte „Tsunami-Direkthilfe“. In der Selbstdarstellung des Projekts wird erneut die Bedeutung des internationalen Tourismus für diese Form der Hilfe deutlich, wenn es dort über die Verantwortlichen heißt: „Wir sind [...] vier Menschen, die sich zufällig im Urlaub in Südostasien getroffen haben“. Siehe <http://www.tsunami-direkthilfe.de> (Zugriff am 05.01.2007).

Abbildung 1: Tsunami-Berichterstattung in vier Tageszeitungen



Schon aufgrund der weihnachtlichen Feiertage waren die Printmedien jedoch nur eine beschränkt ergiebige Quelle für Informationen über das Seeben. Und auch die Fernsehberichterstattung hatte zumindest dort mit Problemen zu kämpfen, wo Korrespondenten noch nicht vor Ort waren. Das Internet wurde darum zu einer wichtigen Informationsquelle während der Tsunami-Katastrophe. Das galt für besorgte Angehörige, die sich so beispielsweise über die Verletztenlisten der Krankenhäuser informierten, aber auch für andere interessierte Beobachter. Diese konnten zurückgreifen auf zahlreiche „Blogs“, im Internet geführte Journale, in denen Augenzeugen von ihren Erfahrungen berichteten. Schneller als die Tageszeitungen, in manchen Fällen sogar schneller als die Fernsehsender, konnten Blogs über das Geschehen vor Ort berichten. Die Bedeutung der Tsunami-Katastrophe zeigt sich darin, dass innerhalb weniger Tage fast vier Prozent aller Blogs weltweit mit dem Thema befasst waren – eine thematische Fokussierung, die in der großen und differenzierten „Blogosphäre“ sehr selten ist.¹⁰

Für den Zusammenhang zwischen Katastrophe und Solidarität ist natürlich nicht nur die Zahl der Berichte interessant, sondern auch *wie* berichtet wurde. Jene Berichte, die nicht lediglich Opferzahlen registrieren oder geophysikalische Zusammenhänge erläutern, folgen in der Mehrzahl einem gemeinsamen Narrativ: Sie stellen das Seeben als ein Ereignis dar, das die Normalität des Alltagslebens (der Einheimischen wie der Touristen) jäh unterbricht. Dies bezieht sich einmal auf das unmittelbare *Katastrophengeschehen*, das anhand von Augenzeugenberichten veranschaulicht werden kann. Zum anderen betrifft es die *Auswirkungen* für einzelne Regionen, Personengruppen oder Individuen, was die Bestandsaufnahme von Schäden sowie die Bergung von Opfern und die Hilfe für Überlebende einschließt. In diesen Schritten wird eine mehr oder weniger idyllische Urlaubswelt transformiert in ein Katastro-

10) Siehe für entsprechende Statistiken <http://tsunami.blogpulse.com>; oft aufgerufen wurden Blogs wie <http://tsunamihelp.blogspot.com> (mit Informationen einer Autorengruppe) und verschiedene Augenzeugenberichte, wie zum Beispiel <http://travelsandtrips.blogspot.com/2004/12/tsunami-christmas.html> (Zugriffe am 30.03.2008).

phengebiet, in dem sich Einheimische und Touristen mit denselben Gefahren und Problemen auseinandersetzen müssen.¹¹

Am Ereignis selbst wird also die *plötzliche* Zerstörung herausgestellt, die „aus dem Nichts“ und „ohne Vorwarnung“ kam.¹² Zur Kontrastfolie der Zerstörung wird die Situation vor dem Seeboden, die häufig als „Paradies“ charakterisiert wird:

„Vorangegangen war eine Nacht im Paradies, Vollmond, Wärme, das leise Plätschern der Wellen am Strand. Am Tag danach starrt die Welt auf das Chaos. Und es beginnt das Zählen der Toten.“ (ebd.)¹³

Die Deutung der lokalen Situation vor der Flutwelle als „Paradies“ setzt ganz selbstverständlich auf den „touristischen Blick“ (Urry 1990). Aus dieser Perspektive zerstörte das Seebeben nicht „nur“ Häuser und Hotels, sondern stellte auch wichtige soziale Erwartungen in Frage. In der Ideenwelt des Urlaubs haben Tod, Leiden und Zerstörung keinen Platz. Das Risiko von Krankheiten kann noch als unerwünschte Nebenfolge des Reisens in tropische Gebiete miterwartet werden. Doch die plötzliche Vernichtung einer kompletten touristischen Infrastruktur wird in keinem Reiseprospekt antizipiert. Gerade der scharfe Kontrast zwischen paradiesischen Stränden und von Trümmern übersäten Küstenabschnitten macht es möglich, die Radikalität des Wandels verbal und visuell schnell zu erfassen – und gleichzeitig nicht als endgültig hinzunehmen. Das Festhalten an der touristischen Idealisierung hilft, den Wunsch nach Wiederherstellung des Paradieses zu formulieren, der schon bald viele Touristen zu freiwilligen Helfern macht (Law et al. 2007: 159).

Die Schilderungen der Situation während und unmittelbar nach der Flutwelle führen häufig Beispiele dafür an, wie sich Einheimische und Touristen teilweise getrennt, teilweise gemeinsam mit der Notlage auseinandersetzen, dabei aber stets mit sehr ähnlichen Problemen konfrontiert sind. Die Normalität vorher war dagegen noch gekennzeichnet durch den Unterschied zwischen denen, die das Idyll genießen, und denen, für die es (Arbeits-)Alltag ist. Mit der Katastrophe scheint diese Unterscheidung aufgehoben zu sein. In diesem Moment entsteht tatsächlich eine Art „Schicksalsgemeinschaft“, die zudem trotz der Lokalisierung der Bedrohung eine *transnationale* Gemeinschaft ist. Die ansonsten durch den globalen Tourismus normalisierte und deshalb gar nicht mehr bemerkte Durchdringung des Lokalen durch das Globale wird auf einmal offensichtlich: Der Augenzeugenbericht eines britischen Urlaubers in Sri Lanka steht direkt neben jenem einer Frau aus dem benachbarten Fischerdorf.¹⁴ Die Konturen einer transnationalen Schicksalsgemeinschaft werden deutlich, die sich nicht etwa über den gesamten Globus erstreckt, sondern lokalisiert und globalisiert zugleich ist – ein Fall von „Glokalisierung“ (Robertson 1995) gewissermaßen, der als Nebenfolge des Massentourismus zu entschlüsseln ist.

Bereits erste Bestandsaufnahmen machen klar, dass es sich um eine außergewöhnliche Notsituation handelt und dass die lokalen Rettungsagenturen überfordert sind. Es ist deshalb nicht überraschend, dass Solidarität von Außenstehenden erwartet wird: zum einen in der Form von Anteilnahme, zum anderen natürlich auch als humanitäre Hilfe. Während die „Welt“ und der „Globus“ ähnlich wie im vorangegangenen Zitat als *Beobachter* des Geschehens beziehungsweise seiner Folgen fungieren,¹⁵ kommt die „Weltgemeinschaft“ (*world community* bzw. *international community*) als *Adressat* von Solidaritäts- und Hilfserwartun-

11) Eine ähnliche Erzählstruktur eines „Dramas in drei Akten“ identifiziert auch Bennani (2007) in den Berichten der deutschen Nachrichtenmagazine Focus, Spiegel und Stern.

12) SZ, Schockwellen, die die Welt erschüttern, 28.12.2004.

13) Das „Paradies“ wird beispielsweise auch zitiert in der *New York Times*, Hunting for Lost Loved Ones in a Lost Beach Paradise, 29.12.2004, und in der *Bangkok Post*, Diving Paradise Ruined, 28.12.2004.

14) New York Times, Walls of Water Sweeping All in Their Path: Families, Communities, Livelihoods, 27.12.2004.

gen in Betracht. Die Welt ist also eher ein Sammelbegriff für alle *Nichtbetroffenen*, die An teilnahme und Solidarität mitteilen, die Weltgemeinschaft jedoch vor allem ein Synonym für die internationale Staatengemeinschaft inklusive internationaler humanitärer Organisationen, die als handlungsfähig betrachtet werden. An sie werden Erwartungen gerichtet, den Folgen der Naturkatastrophe abzuhelfen. Die „Weltgemeinschaft“ ist dabei aber ein Kürzel für drei verschiedene Adressen: Hilfsorganisationen wie zum Beispiel das Internationale Rote Kreuz (IRK) und *Médecins Sans Frontières* (MSF), einzelne Nationalstaaten (insbesondere natürlich jene, deren Staatsbürger betroffen waren) sowie die Staatengemeinschaft als eine kollektive Handlungsinstanz, die ihr Vorgehen beispielsweise in Geberkonferenzen abstimmt.

Die Gemeinschaft, die hier zitiert wird, umfasst also allenfalls einen Ausschnitt dessen, was man sich unter einer „Weltgemeinschaft“ vorstellen kann. Betrachtet man die Reaktion der damit Angesprochenen, wird dies deutlicher. Die internationale Staatengemeinschaft, die dem Gedanken einer umfassenden, globalen Zuständigkeit wohl am nächsten kommt, verständigte sich Mitte Januar 2005 tatsächlich auf einer Konferenz in Genf auf die Koordinierung der Hilfsaktivitäten. Doch abgesehen davon blieb ihr Eigenbeitrag zur organisatorischen und kommunikativen Bewältigung der Katastrophe relativ gering. Die Rolle der Weltgemeinschaft wurde vielmehr von internationalen Hilfsorganisationen einerseits und *einzelnen* Nationalstaaten andererseits übernommen. Das hat nicht nur damit zu tun, dass – wie bereits geschildert – die Hilfsorganisationen in besonderer Weise auf derartige Katastrophen vorbereitet sind. Sie sind auch in einer privilegierten Position als *Sprecher* einer „vor gestellten“ Weltgemeinschaft. Wie so häufig betätigten sich Nichtregierungsorganisationen während der Tsunami-Katastrophe als „Gewissen der Welt“ (Willetts 1995): Sie waren besonders darum bemüht, die Notwendigkeit von Hilfe und Spenden zu begründen – und übernahmen darüber hinaus die Aufgabe, einerseits darauf zu dringen, dass die zugesagten Mittel auch bereitgestellt wurden, und andererseits an die Bedürftigkeit anderer, vom Tsunami nicht betroffener Regionen zu erinnern.¹⁵

Während die internationalen Hilfsorganisationen – und teilweise auch die Vereinten Nationen – also *universalistische* Orientierungen stark machten, trug das Engagement einzelner Nationalstaaten deutlich *partikularistische* Züge. Das betraf materielle Hilfeleistungen, sofern sie vor Ort arbeitsteilig den jeweiligen Botschaften oblagen. Es galt aber auch für die Kommunikation über das Ereignis. Die Stellungnahmen von Politikern und Regierungschefs schwankten zwischen einer klaren Fokussierung auf die eigenen Landsleute und Be schwörungen der globalen Solidarität. Das schwedische Außenministerium sprach von einem „nationalen Trauma“, womit wohl nur das Trauma der *eigenen* Nation gemeint sein konnte (Beck 2005), der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder hingegen von der „Unteilbarkeit unserer Welt“, die im „gemeinsamen Leid“ zum Ausdruck komme (in: Beste et al. 2005). Und die deutsche Ministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Heidemarie Wieczorek-Zeul, erkannte gar eine „Globalisierung der Mitmenschlichkeit“ in Analogie zur „Globalisierung der Märkte“ (zitiert nach Bennani 2007: 57).

Ein wenig anders verhielt es sich mit den journalistischen Beiträgen in den Massenmedien: Zwar wurde die Katastrophe nicht so kommuniziert wie noch der Untergang der *Titanic*, den eine schottische Zeitung unter dem Titel „Aberdeen Man Lost at Sea“ berichtete (Robertson 1992: 174). Doch einzelne Fernsehsender und Zeitungen förderten durchaus den Eindruck, präzise gezählt würden vor allem die Opfer der eigenen Nation oder zumindest nur westliche Touristen, während man sich bei den Einheimischen mit Schätzungen begnügte

15) So erwähnt zum Beispiel der Hilfeaufruf des thailändischen Königshauses „unprecedented compassion and support from all corners of the globe“ (Bangkok Post, Royal Request for Aid, 11.01.2005).

16) New York Times, For Honduras and Iran, World's Aid Evaporated, 11.01.2005.

(was teilweise auch gar nicht anders möglich war). Dies betraf jedoch in der Tat hauptsächlich die Statistik. Berichte über das Katastrophengeschehen und seine Folgen dagegen wurden auffällig oft dadurch angereichert, dass auch das Leiden von Staatsbürgern anderer Nationen und insbesondere natürlich von Einheimischen beleuchtet wurde.

Zusammenfassend können wir feststellen, dass die Deutung und kommunikative Verarbeitung des Seebebens zwischen den Polen Universalismus und Partikularismus changieren musste, weil in einer solchen Extremsituation *beide* ihre Berechtigung haben: Man erwartet sowohl universalistische und möglichst umfassende Hilfe von den Akteuren der internationalen Gemeinschaft als auch partikularistische und selektive Unterstützung von Personen für ihre Angehörigen oder Mitbürger. Die vielleicht entscheidende Besonderheit der sozialen Konstellation der Tsunami-Katastrophe bestand darin, dass die ansonsten selbstverständliche Separierung solcher Kategorien in einer massentouristisch geprägten Region unterlaufen wurde. Touristen verschiedener Nationen und ihre Gastgeber fanden sich in einem gemeinsamen, durch die Notlage diktierten Interaktionsgeschehen wieder. Dieses stellte sich, zumindest was die Heterogenität der Teilnehmer anbelangte, als verkleinertes Abbild der Weltgesellschaft dar. Die Weltgesellschaft wurde so auf der Ebene von Interaktion „beobachtbar“ und für einen kurzen Moment kommunikativ relevant.¹⁷

5. Schluss

Die weltweite Aufmerksamkeit für die Tsunami-Katastrophe, die durch eine enorme Spendebereitschaft ermöglichten Hilfsaktivitäten internationaler Organisationen und schließlich die kommunizierte Anteilnahme könnte man mit Durkheim als Aspekte einer periodischen „moralische(n) Wiederbelebung“ (Durkheim 1981: 571) der Weltgesellschaft begreifen. Auch wenn das Gefühl der Menschlichkeit mit zunehmender Distanz „verdampft“, wie Rousseau es formulierte, so schließt dies keineswegs aus, dass es zu bestimmten Anlässen wieder zu einem festeren Aggregatzustand kondensiert. Die Tsunami-Katastrophe ist ein Beispiel dafür, wie sich ein solcher Zustand als „episodische“ transnationale Solidarität manifestieren kann. Diese realisierte sich nicht nur als ein globales *Medienereignis*, sondern auch als ein *Interaktionsgeschehen* in einem Katastrophengebiet, in dem sich als Resultat des globalen Tourismus bereits eine Weltgesellschaft *en miniature* versammelt hatte.

Der Stellenwert dieser Form von Solidarität in einer nicht-normativen Theorie der Weltgesellschaft besteht darin, dass sie nicht als beliebig verwendbarer „Zement“ der Weltgesellschaft vorausgesetzt werden kann, sondern nur unter zeitlich und thematisch definierten Bedingungen Relevanz gewinnt. Mit diesem „reaktiven Charakter“ fügt sie sich in eine Reihe von sozialen Mechanismen, die den „kosmopolitischen Zusammenhalt“ (Habermas 1998: 163) anlässlich irritierender Ereignisse oder eklatanter Normverstöße in Erinnerung rufen – oder gar erst erzeugen. Dies geschieht einerseits spontan, da die konkreten Anlässe für Empörung oder Solidaritätsbekundungen nicht vorhersehbar sind; andererseits sind die in Frage kommenden Ereignisse aber oft schon antizipiert, zum Beispiel in den Programmstrukturen von Hilfsorganisationen. Diese können jedoch nur greifen, wenn sie ausreichend Resonanz in der Weltöffentlichkeit finden. Deren Aufmerksamkeitspotential und Irritationsfähigkeit bestimmen deshalb die Gelegenheiten, aber auch die Grenzen für eine gelegentliche Manifestation transnationaler Solidarität.

17) Vgl. zur Beobachtbarkeit des Makrosozialen zum Beispiel anhand von Mitgliedschaftskategorien Coulter (1996).

Literatur

- Adamo, Sergia (2006): Constructing an event, contemplating ruins, theorizing nature: the Lisbon earthquake and some Italian reactions, in: European Review 14, S. 339-349.
- Altvater, Elmar / Birgit Mahnkopf (1999): Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft, Münster.
- Anderson, Benedict (1983): Imagined Communities, London.
- Araujo, Ana Cristina (2006): European public opinion and the Lisbon earthquake, in: European Review 14, S. 313-319.
- Archer, Margaret (2007): Social integration, system integration, and global governance, in: Ino Rossi (Hrsg.), Frontiers of Globalization Research, New York, S. 221ff.
- Baehr, Peter (2005): Social extremity, communities of fate, and the sociology of SARS, in: Arch. europ. sociol. 46, S. 179-211.
- Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick, Frankfurt / Main.
- Beck, Ulrich (2005): Das Ende der Anderen. Neue Zürcher Zeitung, 14.01.2005, S. 41.
- Beck, Ulrich (2007): Weltrisikogesellschaft, Frankfurt / Main.
- Beck, Ulrich / Natan Sznaider (2006): Unpacking cosmopolitanism for the social sciences: a research agenda, in: British Journal of Sociology 57, S. 1-23.
- Bennani, Hannah (2007): „Zusammengerückt in einer Welt“: Globale Semantiken in der deutschen Tsunami-Berichterstattung (Abschlussbericht zum Lehrforschungsprojekt „Tsunami als Weltereignis“). Bielefeld: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld.
- Beste, Ralf et al. (2005): Leben mit dem Tsunami. Der Spiegel 2 / 2005, 10.01.05, S. 23.
- Boltanski, Luc (1999): Distant Suffering: Morality, Media and Politics, Cambridge.
- Braun, Theodore E. D. / John B. Radner (Hrsg.) (2005): The Lisbon Earthquake of 1755. Representations and Reactions, Oxford.
- Breider, Wolfgang (Hrsg.) (1994): Die Erschütterung der vollkommenen Welt. Die Wirkung des Erdbebens von Lissabon im Spiegel europäischer Zeitgenossen, Darmstadt.
- Coulter, Jeff (1996): Human practices and the observability of the „macrosocial“, in: Zeitschrift für Soziologie 25, S. 337-345.
- D'Haen, Theo (2006): On how not to be Lisbon if you want to be modern – Dutch reactions to the Lisbon earthquake, in: European Review 14, S. 351-358.
- Darley, John M. / Bibb Latané (1968): Bystander intervention in emergencies: diffusion of responsibility, in: Journal of Personality and Social Psychology 8, S. 377-383.
- Dubiel, Helmut (1999): Integration durch Konflikt?, in: Jürgen Friedrichs / Wolfgang Jagodzinski (Hrsg.), Soziale Integration, KZfSS, Sonderheft 39, Opladen, S. 132-143.
- Durkheim, Emile (1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt / Main.
- Eberwein, Wolf-Dieter (2005): Olympiade der Barmherzigkeit, in: Internationale Politik 60, S. 108-113.
- Eifert, Christiane (2002): Das Erdbeben von Lissabon 1755. Zur Historizität einer Naturkatastrophe, in: Historische Zeitschrift 274, S. 633-664.
- Ferguson, James (1990): The Anti-Politics Machine. „Development“, Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho, Cambridge.
- Günther, Horst (1994): Das Erdbeben von Lissabon erschüttert die Meinungen und setzt das Denken in Bewegung, Berlin.
- Günther, Horst (2005): Das Erdbeben von Lissabon und die Erschütterung des aufgeklärten Europa, Frankfurt / Main.
- Habermas, Jürgen (1998): Die postnationale Konstellation, Frankfurt / Main.
- Habermas, Jürgen (2004): Solidarität jenseits des Nationalstaats: Notizen zu einer Diskussion, in: Jens Beckert / Julia Eckert / Martin Kohli / Wolfgang Streeck (Hrsg.), Transnationale Solidarität. Frankfurt-New York, S. 225-235.

- Hanke, Stefanie (1996): Weiß die Weltbank, was sie tut? Über den Umgang mit Unsicherheit in einer Organisation der Entwicklungsförderung, in: Soziale Systeme 2, S. 331-359.
- Holzer, Boris (2008): Seebeben mit Zuschauer: Die Tsunami-Katastrophe als Weltereignis, in: Stefan Naeke / René Unkelbach / Tobias Werron (Hrsg.), Weltereignisse. Theoretische und empirische Perspektiven, Wiesbaden, S. 227-247.
- Kraus, Werner (2006): Die Zeichen lesend. Islamische Interpretationen und Reaktionen auf den Tsunami in Aceh, in: Internationales Asienforum 37, S. 239-263.
- Law, Lisa / Tim Bunnell / Chin-Ee Ong (2007): The Beach, the gaze and film tourism, in: Tourist Studies 7, S. 141-164.
- Lockwood, David (1964): Social integration and system integration, in: G. K. Zollschan / W. Hirsch (Hrsg.), Explorations in Social Change, London, S. 244-257.
- Löffler, Ulrich (1999): Lissabons Fall - Europas Schrecken. Die Deutung des Erdbebens von Lissabon im deutschsprachigen Protestantismus des 18. Jahrhunderts, Berlin-New York.
- Luhmann, Niklas (1964): Funktionen und Folgen formaler Organisation, Berlin.
- Luhmann, Niklas (1968): Zweckbegriff und Systemrationalität. Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen, Tübingen.
- Luhmann, Niklas (1975): Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen, in: Soziologische Aufklärung, Band 2, Opladen, S. 134-149.
- Luhmann, Niklas (1981): Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien, in: Soziologische Aufklärung, Band 3, Opladen, S. 309-320.
- Luhmann, Niklas (1992): The concept of society, in: Thesis Eleven 31, S. 67-80.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien, Opladen.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft (2 Teilbände), Frankfurt / Main.
- Luyken, Reiner (2005): Und viel Geld liegt auf der Bank. Die Zeit, Nr. 25, 16.06.2005, S. 13ff.
- Münch, Richard (1995): Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften. Eine Bestandsaufnahme, in: Berliner Journal für Soziologie 5, S. 5-24.
- Münch, Richard (2001): Offene Räume. Soziale Integration diesseits und jenseits des Nationalstaats, Frankfurt / Main.
- Nacke, Stefan / René Unkelbach / Tobias Werron (Hrsg.) (2008): Weltereignisse. Theoretische und empirische Perspektiven, Wiesbaden.
- NGDC (2008): National Geophysical Data Center: Tsunami Data, abgerufen am 30. März 2008 unter <http://www.ngdc.noaa.gov/hazard/tsu.shtml>.
- Pell, George (2005): Wo war Gott am Tag der Tsunami-Katastrophe? kath.net - Katholische Nachrichten, abgerufen am 10. Dezember 2006 unter <http://www.kath.net/detail.php?id=9445>.
- Peters, Bernhard (1993): Die Integration moderner Gesellschaften, Frankfurt / Main.
- Ritter, Henning (2004): Nahes und fernes Unglück. Versuch über das Mitleid, München.
- Robertson, Roland (1992): Globalization. Social Theory and Global Culture, London.
- Robertson, Roland (1995): Glocalization: time-space and homogeneity-heterogeneity, in: Mike Featherstone / Scott Lash / Roland Robertson (Hrsg.), Global Modernities, London, S. 25-44.
- Schmitz, Winfried (2004): Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland, Berlin.
- Scott, James C. (1976): The Moral Economy of the Peasant. Rebellion and Subsistence in Southeast Asia, New Haven-London.
- Stichweh, Rudolf (2001): Die Weltgesellschaft - Strukturen eines globalen Gesellschaftssystems jenseits der Regionalkulturen der Welt, Bielefeld: Institut für Weltgesellschaft, abgerufen am 14. April 2008 unter <http://www.uni-bielefeld.de/soz/iw/papers.htm>.

- Stichweh, Rudolf (2004): Der Zusammenhalt der Weltgesellschaft. Nicht-normative Integrationstheorien in der Soziologie, in: Jens Beckert / Julia Eckert / Martin Kohli / Wolfgang Streeck (Hrsg.), Transnationale Solidarität, Frankfurt-New York, S. 236-245.
- Stichweh, Rudolf (2005): Zum Gesellschaftsbegriff der Systemtheorie: Parsons und Luhmann und die Hypothese der Weltgesellschaft, in: Bettina Heintz / Richard Münch / Hartmann Tyrell (Hrsg.), Weltgesellschaft: Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen, Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie, Stuttgart, S. 174-185.
- Stichweh, Rudolf (2008): Zur Soziologie des Weltereignisses, in: Stefan Nacke / René Unkelbach / Tobias Werron (Hrsg.), Welttereignisse. Theoretische und empirische Perspektiven, Wiesbaden, S. 17-40.
- Stirrat, Jock (2006): Competitive humanitarianism: relief and the tsunami in Sri Lanka, in: Anthropology Today 22, S. 11-16.
- Telford, John / Cosgrave, John (2007): The international humanitarian system and the 2004 Indian Ocean earthquake and tsunamis, in: Disasters 31, S. 1-29.
- Urry, John (1990): The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies, London-New York.
- Wegener, Gerhard (2008): Die Welt – an einem Ort erfahrbar. Weltausstellungen als Welttereignisse, in: Stefan Nacke / René Unkelbach / Tobias Werron (Hrsg.), Welttereignisse. Theoretische und empirische Perspektiven, Wiesbaden, S. 61-86.
- Weinrich, Harald (1986): Literaturgeschichte eines Weltereignisses: Das Erdbeben von Lissabon, in: Literatur für Leser. Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft, München, S. 74-90.
- Wilke, Jürgen (1984): Nachrichtenauswahl und Medienrealität in vier Jahrhunderten, Berlin-New York.
- Willetts, Peter (Hrsg.) (1995): The Conscience of the World. The Influence of Non-Governmental Organisations in the UN System, London.

Ph.D. Boris Holzer
 Soziologisches Seminar
 Universität Luzern
 Kasernenplatz 3
 6000 Luzern 7
 Boris.Holzer@unilu.ch